

Thomas Schlag

3.5 Kommentar: Religion und Kirche im Lebenslauf – ein Kommentar aus praktisch-theologischer Perspektive

3.5.1 Einleitung

Die Beachtung der altersspezifischen Voraussetzungen, Bedürfnisse und Interessen ihrer – gegenwärtigen und ehemaligen – Mitglieder stellt für die wissenschaftliche Wahrnehmung und Interpretation der kirchlichen Gegenwart sowie für die strategische Planung aller kirchlichen Praxis eine unbedingte Ausgangsvoraussetzung dar. Insofern erschließt die V. KMU mit ihrem genaueren Blick auf die Generationenfrage erneut wichtige Aspekte des Zusammenhangs von Lebenslauf, Kirchenbindung und Kirchenmitgliedschaft. Denn es geht um nicht weniger als eine Orientierung für möglichst große Passgenauigkeit der kirchlichen Angebotsstrukturen bzw. in einem noch weiteren Sinn um eine kirchlich sensible Praxis angesichts höchst unterschiedlicher lebenslaufsbezogener Sozialisationsbedingungen, religionsbezogener Präferenzen und Einstellungen gegenüber der Kirche.

3.5.2 Zum generellen Tenor der Analysen

Die drei hier zu kommentierenden Beiträge zeichnen sich trotz ihrer unterschiedlichen Zugänge und altersspezifischen Ausrichtungen durch den gemeinsamen Tenor aus, wonach bei aller erkennbaren Stabilität der Kirchenbindung doch latente Abbruchtendenzen zu konstatieren seien. Insbesondere wird ein geradezu unübersehbarer bzw. unvermeidlicher Grundzusammenhang zwischen vorhandener – oder eben nicht mehr gegebener – religiöser Sozialisation und Kirchenbindung konstatiert. Für den weiteren Deutungshorizont der Ergebnisse werden zusätzlich dazu auch gesellschaftliche Einflussfaktoren wie die der Pluralisierung und Mobilität mit in die Darstellung und Interpretation integriert. Dies alles wird in eine angenommene Gesamtdynamik unübersehbarer Individualisierungs- und Säkularisierungstendenzen eingezeichnet. Das führt im Einzelnen zu den folgenden Annahmen: Im Blick auf das Jugendalter (der in zwei Untergruppen von 14- bis 21- und 22- bis 29-Jährigen aufgeteilten Alterskohorte) wird eine gegenüber den letzten Mitgliedschaftsuntersuchungen sinkende Verbundenheit mit der Kirche konstatiert. Dies wird durch eine ganze

Reihe einzelner Indikatoren zu belegen versucht, etwa die Frage der Selbsteinschätzung als »religiöser Mensch«, die Zahl der Gottesdienstbesuche, aber auch der Aspekt des Vertrauens in die Kirche oder die Bereitschaft Jugendlicher, sich für die Sinnfrage auch durch die Orientierung am christlichen Glauben etwas zu versprechen. In all diesen Punkten zeige sich unverkennbar ein deutlicher Traditionsabbruch.

Zugleich wird konstatiert, dass auch die Älteren ... »keine ohne weiteres »sichere« Gruppe für die Kirche mehr« seien (Tabea Spieß und Gerhard Wegner »Die Älteren: Kerngruppe der Kirche?«, in diesem Band S. 161). Auch wenn im Blick auf diese bisher recht verlässliche Generation nach wie vor bestimmte »Alterseffekte« festgestellt werden könnten – so etwa hinsichtlich der Religiosität, der Kirchenverbundenheit bzw. des Vertrauens in die Kirche und auch der Gebetspraxis – zeige sich ein »noch relativ schwacher, aber erkennbarer Trend des Abschmelzens der Verbundenheit mit der Kirche« (ebd. S. 165). Bastelreligiosität bzw. Patchwork-Religiosity, wie sie Gert Pickel erwähnt, stellen demnach nicht nur Phänomene des Jugendalters dar.

Und all dies habe dann – gleichsam teufliskreisartig – wieder erhebliche Folgerungen für die nächste Generation: So zeige sich hier der deutlich nachlassende Einfluss der Großeltern in Sachen religiöser Erziehung (um etwa ein Drittel, ebd. S. 165) und Eltern (Detlef Pollack, Gert Pickel, Tabea Spieß »Religiöse Sozialisation und soziale Prägungen und Einflüsse«, in diesem Band S. 132 f.) sowie eine nachlassende Bedeutung religiöser Kindererziehung (ebd. S. 133). Die »enge Verzahnung von Sozialisation und Religiosität« (ebd. S. 135) werde zudem in der Frage der Bereitschaft zur Weitergabe von Religion an die nächste Generation sowie die bei der jüngeren Generation erkennbar nachlassende Taufbereitschaft erkennbar (ebd. S. 136 f.).

Hinter den einzelnen Ergebnissen taucht dabei immer wieder die Rede vom Traditionsabbruch bzw. von den »Abbruchtendenzen« (Spieß und Wegner ebd. S. 170) und implizit wie explizit eine deutlich säkularisierungstheoretisch geprägte Interpretation auf: In den einzelnen Resultaten, so der Tenor, manifestiere sich nicht weniger als eine grundlegende, eben für die evangelische Kirche dramatische Entwicklung mit unbestreitbaren Gesamtgefährdungstendenzen. Zwar sei manches – wie der Vergleich mit den früheren Mitgliedschaftsstudien zeige – immer noch stabil, allerdings sei der abwärts gehende Gesamttrend doch unverkennbar. Wie auch immer man nun die Entwicklung auch deute – also entweder als »säkulare Gleichgültigkeit gegenüber Religion oder vielfältige Formen individualisierter Religiosität außerhalb der Traditionen« (Gert Pickel »Jugendliche und Religion im Spannungsfeld zwischen religiöser und säkularer Option«, in diesem Band S. 144) – beides habe »kaum Potentiale für die Rückgewinnung in ein »irgendwie« gewandeltes Christentum« (ebd. Anm. 7).

Wie schlüssig und weiterführend sind nun diese Erkenntnisse und deren Interpretation? Diese Frage stellt nicht einfach nur ein praktisch-theologisches *l'art pour l'art* dar. Vielmehr entscheidet die Deutung dieser Ergebnisse über die Einschätzung der Zukunft der protestantischen Kirche und die damit verbundene zukünftige strategische Ausrichtung kirchlicher Reforminitiativen überhaupt.

3.5.3 Zur Interpretation der Erkenntnisse

Schon durch die intuitiv gewonnene Einschätzung sowie die erfahrungsgesättigte Anschauung kirchlicher Praxis ist das dramatische Bild dieser thematischen Beiträge mitsamt der daraus ableitbaren pessimistischen Zukunftsszenarien im Prinzip durchaus nachvollziehbar. Über die nachlassende Teilhabe an Gottesdiensten, die Bereitschaft zur Mitwirkung an kirchlichen Aktivitäten, aber auch die zunehmend unwändiger werdenden Werbemaßnahmen für kirchliche Veranstaltungen können die Praktikerinnen und Praktiker vor Ort ein lautes Klagegedicht singen. Dass sich beispielsweise die Generation der Jugendlichen für kirchliche Praxis schwer gewinnen lässt und sich häufig durch programmatische und skeptische Distanzierung auszeichnet, stellt nicht unbedingt ein neues Phänomen dar.

Bevor insofern im Folgenden einige relativierende Einschätzungen der vorgelegten Ergebnisse vorgenommen werden sollen, seien doch zuerst einige Aspekte im Blick auf die Methodik der drei Beiträge benannt:

Die Unterscheidung zwischen den beiden Altersgruppen der 14- bis 21-Jährigen und der 22- bis 29-Jährigen ist im Prinzip sinnvoll und die Gesamtzahl von 1103 Befragten erlaubt tatsächlich auch gewisse Repräsentativität, führt aber natürlich zu sehr kleinen Kohorten. Dadurch kommen auch die internen Pluralitäten unter den 14- bis 21-Jährigen kaum gut in den Blick. Ein echtes Manko ist es, dass eine genauere Interpretation der Ergebnisse der Personen mittleren Lebensalters schlichtweg fehlt. Sinnvoll ist zwar die Differenzierung in primäre, sekundäre, tertiäre Sozialisationsinstanzen, denn tatsächlich ist die Familie nach wie vor von besonderer Bedeutung. Aber stehen in der Darstellung der Studie die klassischen Familienstrukturen nicht zu zentral im Raum – man denke hier nur an die erheblichen Zahlen und Zuwächse der Patchwork-Familien und Single-Haushalte?

Dazu kommt, dass sich in der Untersuchung doch einige grundsätzliche Lücken zeigen; so hätte man über den Prägefaktor des schulischen Religionsunterrichts gern mehr gewusst, und ob eine Einordnung dieses Faktors in den Aspekt »religiöse Sozialisation« schon hinreichend ist, wäre ebenfalls zu fragen. Man wundert sich auch, dass etwa die aktuellen Studien zur Konfirmandenarbeit, die gerade im Blick auf jugendliche Bindungsbereitschaft, religiöse Praxis und Religiosität von erheblicher Aussagekraft sind, keine Erwähnung finden. Ein erhebliches methodisches Problem stellt sich überhaupt mit der Verbundenheits-Frage; hier ist offenbar kein Index gebildet worden, der es erlaubt hätte, diesem Aspekt näher auf die Spur zu kommen. So aber bleiben die Ergebnisse hier eher vage und sind ausgesprochen schwierig zu interpretieren.

Ein weiteres methodisches Grundproblem im Blick auf den Aspekt »religiöse Sozialisation« ist, dass nicht näher gefragt wurde, was eigentlich unter »religiöser Erziehung« verstanden wird; man kann hier an Tisch- und Abendgebete, den Kirchenbesuch und andere religiöse Riten, die Verwendung von Kinderbibeln oder auch

schlicht an andere religiöse und kulturelle Alltagsprägungen denken. Religiöse Erziehung ist noch nicht unbedingt religiöse Bildung – möglicherweise gibt es ja auch nach wie vor eine Identifizierung mit bestimmten christlichen Bildungsinhalten und auch mit der christlichen Kultur, die sich auf die gewählte empirische Weise gar nicht einfangen lässt. Hier wird aber alles in den Topf einer irgendwie vorgestellten religiösen Erziehung geworfen, bei der man wohl vor allem an die Eindeutigkeitsprägungen bis zur Hälfte des vergangenen Jahrhunderts denkt.

Hier zeigt sich insofern auch eine Grenze in der Interpretation aller »religionsbezogenen« Items, als nicht problematisiert und berücksichtigt wird, wie sich denn unter den Befragten selbst über die Generationen hinweg die Begriffe von Religion, Religiosität und religiöser Erziehung überhaupt verändert haben. Was einstmals als Begriff eher selbstverständlich gewesen sein mag, hat möglicherweise nicht zuletzt aufgrund der aktuellen Religionskonflikte eine eher fundamentalistische, rigoristische oder eher sektiererische Bedeutung bekommen. Anders gesagt: Der so genannte Generationenwandel kann und dürfte auch lebenszyklische Ursachen im Blick auf die individuelle Veränderung von Religiosität haben (vgl. Pickel ebd. S. 143). Damit aber werden alle entsprechenden Aussagen, gerade wenn darin noch eine säkularisierungstheoretische Dimension eingezogen wird, tendenziell schräg zur faktischen Gegenwart und dem anzunehmenden höchst pluralen Verständnis und Sprachgebrauch im Blick auf das Religiöse selbst. Und die angeführten Hinweise auf die Stabilität legen ja die Deutung nahe, dass man es hier nicht mit ganz massiven Veränderungen zu tun hat, auch wenn offenbar die Polarisierungstendenzen leicht zunehmen.

Von diesen methodenkritischen Überlegungen aus sind dann auch weitere, die Substanz der Untersuchung betreffende Fragen aufzuwerfen:

Tatsächlich sollte und kann man nicht darauf setzen, dass sich die faktischen Distanzierungsphänomene gleichsam lebenszyklisch irgendwann auswachsen in dem Sinn »Je älter, desto frömmere«. Es scheint angemessener, vom veränderten Umgang mit Traditionen zu sprechen als vom Traditionsabbruch und insofern die säkularisierungstheoretische Deutung somit stark zu relativieren. Hilfreicher und angemessener erscheint deshalb tatsächlich die Rede von der »zunehmende[n] Brüchigkeit der religiösen Vermittlung von Religion im Generationenübergang« (ebd. S. 150). Dafür seien einige Aspekte ins Feld geführt:

Es muss als eine durch die Zahlen nicht gedeckte Spekulation bezeichnet werden, dass »Religiosität ... zu einer für den Lebensalltag nachrangigen Sache« (ebd. S. 158) in einer »sich immer stärker säkularisierenden Umwelt« (ebd. S. 159) werde; gerade die gegenwärtigen globalen und medial präsentierten Religionskonflikte, aber auch die tagtäglichen Berührungen mit religiösen Fragen, etwa in der Begegnung mit Andersgläubigen auf Schulhöfen, an Arbeitsplätzen, in der Nachbarschaft, lassen hier komplexere Beschreibungen als sinnvoller erscheinen.

Die gegenüber den Vorgängerstudien festgestellte, offenbar weiter nachlassende Verbundenheit mit der Kirche muss auch, wenn man konsequent sein will, mit der

Frage der Verbundenheit Jugendlicher zu Institutionen überhaupt abgeglichen werden. Gerade weil sich in den letzten Jahren das Informations- und Deutungsangebot nochmals erheblich ausgeweitet hat, sind hier vermutlich prinzipiell alle Institutionen von dieser nachlassenden Bindungsbereitschaft getroffen, so dass man von Seiten der Kirche(n) kein exklusives Klagelied anstimmen sollte.

Es könnte sich deshalb lohnen, statt vom Abbruch oder von der etwas paradox-dramatischen Formulierung der »Stabilität im Abbruch« (ebd. S. 158) zu sprechen, angemessener und zukunftsweisender schlichtweg von Umbruch zu sprechen – und sich als Kirche zu überlegen, wie man diese Umbrüche aktiv und hilfreich zu begleiten vermag.

3.5.4 Praktisch-theologische Folgerungen

3.5.4.1 Grundsätzliche Einordnungen

Für meine praktisch-theologischen Folgerungen gehe ich davon aus, dass nach wie vor ausgesprochen gute Gründe und Potentiale für eine Beibehaltung der volkswirtschaftlichen Gesamtausrichtung protestantischer Kirchenpraxis bestehen – vorausgesetzt, man hält nicht die präsentierten Ergebnisse schon für einen Ausdruck der gesamten Wirklichkeit bestehender Kirchenmitgliedschaftsverhältnisse.

Auch wenn generell nicht mehr von konstanten Bindungsfaktoren ausgegangen werden kann, so lautet die Grundfrage angesichts der Ergebnisse, ob man mittelfristig, gleichsam wie jetzt schon im Osten Deutschlands erkennbar, auf eine kondensierte Kernmitgliedschaft zusteuert und sich als evangelische Kirche damit auf eine Art Diaspora-Situation einstellen soll – abgesehen davon, dass keineswegs klar ist, ob eine solche Kerngemeinde-Struktur wirklich auf Dauer stabiler wäre.

Wie die Ergebnisse und Praxis der Konfirmandenzeit zeigen, lassen sich in der »fluiden Moratoriumsphase der Jugend« (ebd. S. 145, Anm. 8), d. h. hier der 14- bis 21-Jährigen, erhebliche und bedeutsame Kommunikationspraktiken initiieren – ganz abgesehen davon, dass dieses Bildungsangebot bei dem allergrößten Teil der Jugendlichen auf hohe Zufriedenheit stößt.

Immerhin stellt ja auch die V. KMU fest, dass quer durch die Generationen die Kirche immer noch ein erhebliches Vertrauen genießt, und zwar vor allem bei der älteren Generation ab 60 Jahren (vgl. Spieß und Wegner ebd. S. 161). Und dass nach wie vor ein großer Teil der Befragten den Auftrag von Kirche auch im Zusammenhang mit der Sinnfrage assoziiert und dieser selbst eine religiöse Dimension gibt (ebd. S. 167 f.), kann als ausgesprochen herausforderndes und hoffnungsvolles Zeichen interpretiert werden.

Es ist meines Erachtens auch nicht zu unterschätzen, dass Menschen, selbst wenn

sie sich einer expliziten religiösen Selbstbeschreibung verweigern, erhebliche Potentiale und auch eine prinzipielle Offenheit für eine attraktive kirchliche Angebotsstruktur zum Ausdruck bringen können – vorausgesetzt, dass sie dazu durch die faktische kirchliche Praxis auch tatsächlich motiviert werden.

In Orientierung an den hier betrachteten drei Beiträgen und von den genannten Einordnungen aus lassen sich dann auch praktisch-theologische Folgerungen für die kirchliche Steuerungspraxis näher benennen:

3.5.4.2 Praktisch-theologische Konkretisierungen

Wie schon zu Beginn betont, muss kirchliche Praxis quer durch alle Lebensalter von anspruchsvollen Bedürfnissen und Anforderungen ausgehen, die sich je nach Lebensaltersbedürfnis und -präferenz sowie je nach Bildungs-, Sozialisations- und Milieuhintergrund manifestieren. Die Zeit volkskirchlicher Selbstverständlichkeiten und fragloser Kontinuitäten ist tatsächlich vorbei.

Es ist so banal wie selbstverständlich, dass kirchliche Praxis in ihrer Angebotsstruktur nicht nur die Hintergründe und möglichen Einflüsse der unterschiedlichen Lebensalter wahrnehmen und berücksichtigen muss, sondern auch eine altersgerechte theologische Kommunikationsstruktur entwickeln muss. Es dürfte sich dabei lohnen, noch stärker einerseits zwischen alltäglich-informellen und andererseits institutionell-formalen religiösen Sozialisationsangeboten zu unterscheiden. Unter dieser Voraussetzung lassen sich dann auch die kirchlichen Strategien und Maßnahmen nochmals besser ausdifferenzieren. Dies bringt auf den unterschiedlichen Feldern kirchlicher Praxis verschiedene Anforderungen mit sich:

Grundsätzlich gilt für alle kirchlichen Angebote, sich das Faktum einer für alle Einsatzbereiche längst gegebenen (religiösen) Marktsituation klar zu machen und nicht zuletzt aus diesem Grund den eigenen Anspruch auf Qualität weiter deutlich zu erhöhen. Zu dieser Qualität gehören eine zukünftig noch klarere Orientierung an den unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen des jeweiligen Lebensalters und zugleich eine verstärkte Entwicklung von religiös – um hier den problematischen Begriff »nachhaltig« zu vermeiden – möglichst eindrücklichen religiösen Erfahrungen: Zentral ist die Weitergabe des sozusagen religiösen Erfahrungswissens – und dazu gehört auch die Einübung religiöser Praxis selbst, um den religiösen Erfahrungsverlusten (etwa im Blick auf das Beten und die religiöse Kommunikation) entgegenzutreten.

3.5.5 Fazit und Ausblick

Biblich gesehen ist ja nicht ohne Grund vielfach »vom ganzen Haus« die Rede, das sich bekehrt. Dies macht deutlich, dass die intergenerationelle Perspektive nach kirchlichem Selbstverständnis geradezu als entscheidende Bezugsgröße für jegliche Gotteserfahrung gegeben ist. Da sich hier nun die einstmaligen traditionellen Familien- und Lebensverhältnisse stark verändert haben, muss sich Kirche selbst auf den Weg zu diesen neuen Lebensorten machen: Es geht dann weniger um eine Kirche bei Gelegenheit, als vielmehr um eine Kirche am Weg, also um Präsenzen in den ›third spaces‹, den Treffpunkten, den Orten der Laufkundschaft. Fatal wäre es hingegen, wenn sich Gemeinden in bestimmte Profil- und Milieunischen zurückziehen würden.

Im Blick auf die Nutzung der immer noch großzügig vorhandenen Räumlichkeiten sind insofern auch intergenerationelle Angebote auszuweiten. An diesen Orten dürften zugleich kirchliche Beratungsangebote zukünftig noch gefragter sein und zudem besondere Herausforderungen in einer Sensibilisierung für das interreligiöse Zusammenleben bestehen und entstehen. Notwendig sind an solchen dritten Orten einerseits punktuelle Begegnungsmöglichkeiten, andererseits aber auch Aufbaustrukturen für eine kontinuierliche Beziehungspflege.

Grundsätzlich gilt für alle hier zu planenden Initiativen: Da die gegenwärtigen Herausforderungen für die Kirche aus langfristigen Entwicklungen resultieren, lassen sich auch nur in langfristigem Sinn adäquate Steuerungsmaßnahmen denken. Der sich in den altersbezogenen Ergebnissen klar abzeichnende demographische Wandel lässt von dort her fragen, wie man sich auf diese veränderten Bedingungen zukünftig einzulassen gedenkt bzw. wie man so in die kommenden Generationen investiert, dass der geringer werdende Anteil gleichwohl in intensivere Verbindungen bzw. Beziehungen mit der Kirche und ihren Angeboten sowie den konkreten Akteurinnen und Akteuren kommen kann.

Die Ergebnisse – gerade im Blick auf die Frage der Verbundenheit – legen es unbedingt nahe, dass die Komponente personaler Präsenz vor Ort wieder deutlich zu verstärken ist, denn eine flexible Kirche und Gemeinde der Zukunft muss vor allem eine erkennbare und sichtbare Gemeinde sein.

Die Kunst wird es sein, die Ebene der subjektiven Religiosität gerade mit der kirchlichen Angebotskultur noch stärker als bisher zusammenzudenken, d. h. den Angehörigen jedes Lebensalters zum einen den notwendigen Raum für ihre eigenen Suchbewegungen zu eröffnen, diesen aber andererseits durch orientierende Deutungsangebote tatsächlich qualitativ und altersgerecht zu »füllen«. Dies bringt die Herausforderung mit sich, den zunehmenden Individualismus, der ja auch mit einer Art religiösem Konsumismus einhergehen kann, mit dem kirchlichen bzw. kirchengemeindlichen Gemeinschaftsangebot in echte, lebensdienliche Beziehung zu bringen.

Ganz grundsätzlich braucht es dafür eine Art gemeindliches ›Diversity Management‹ bzw. einen kreativen Umgang mit den faktischen lebenslaufsbezogenen He-

terogenitäten und Pluralitäten, die längst bis hinein in die Kerngemeinden Tatsache geworden sind.

Der alterssensible Beitrag kirchlicher Arbeit zu einem gelingenden Leben bringt dann die Aufgabe einer Verlebendigung der christlichen Traditionen mit sich, d. h. konkret, dass die Frage nach dem Sinn des Lebens, für die nach wie vor viele Menschen offen sind, auch von den Kirchen wieder bewusster, offensiver und deutlicher ins Zentrum ihrer eigenen Deutungspraktiken gestellt werden muss.

Insofern besteht die Aufgabe von Kirche und Gemeinde zukünftig darin, alle lebenslaufbezogenen Themen von einem starken, theologisch gefüllten Begriff des geschaffenen, bewahrten und verheißenen Lebens aus zu bestimmen.